

# Ewald Christian von Kleist

Autor(en): **Reinacher, Karl S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572477>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ewald Christian von Kleist.

Zu seinem zweihundertsten Geburtstag.

Nachdruck verboten.

Am 7. März waren es zweihundert Jahre, seitdem der Dichter des „Frühlings“ und der „Ode an die preußische Armee“ zu Zebelin in Pommern auf dem väterlichen Stammschlosse geboren wurde. Sein Ruhm ist erblickt ob dem des unglücklichen Heinrich von Kleist; aber was diesem, dem großen Dramatiker, versagt blieb, die Anerkennung der Zeitgenossen, fiel dem ältern Kleist reichlich zu. Ein freundliches Geschick hatte dem Leutnant v. Kleist den lebenswürdigen Ludwig Gleim zugeführt, als er infolge eines Duells verletzt zu Potsdam lag. Gleims Besuch bei dem ihm unbekanntem verwundeten Offizier brachte jenem nicht nur einen treuen Freund und Förderer seiner schüchternen Anfänge in der Poesie, sondern auch die mannigfachen Beziehungen zu den deutschen Schriftstellern, die Gleim eifrig pflegte, abgesehen davon, daß der Dichter — wie er in seiner Autobiographie erzählt — Kleists eigentlicher Lebensretter wurde durch das Vorlesen seines Scherzgedichtes „An den Tod“ (dem er die Mutter statt des rosigen Mädchens zu küssen empfahl), was den Verwundeten so zum Lachen reizte, daß die Ader bei seiner Wunde aufsprang und dadurch Wundbrand verhindert wurde.

Die Freundschaft mit Gleim hat den von Haus aus durchaus nicht dazu gestimmten Ewald v. Kleist zum Anakreontiker gemacht, und als treuer Jünger seines Meisters sang der hypochondrische Leutnant zierliche Verschen von einer Phyllis schneeigem Busen und von einer Doris, die ihn vor Amors Wunden rettete. Zu Gleims Ländeleien war aber doch Ewald von Kleist zu ernsthafter Natur, und so sah man ihn bald, nachdem der Freund seine Muse vom Schlummer geweckt hatte, auf den Wegen Hallers wandeln. Das „Lob der Gottheit“ zeigt direkte Beeinflussung durch unsern Berner Dichter. Seine unglückliche Liebe zu Wilhelmine von der Goltz und die Verständnislosigkeit seiner militärischen Kameraden gegenüber seinen poetischen Idealen ließen Kleist aus tiefstem Selbstempfinden dichten. Seine Eifersucht auf einen an-

dern, „der mit langen Titeln prahlt und dessen Leib von Gold und Demant strahlt,“ und wiederum sein schwermütiges Verzichten:

„Zwar, Doris, du verdienst ein großer Glück;  
Ich bin zu schlecht, die Tugend zu belohnen,“

sowie seine Todessehnsucht, sie ergreifen den Leser wie Günthers Liebeslieder durch die Macht der Wahrheit des Empfindens. Ergreifend ist auch seine „Sehnsucht nach Ruhe“:

„O Silberbach, der vormals mich vergnügt,  
Wann wirst du mir ein sanftes Schlaflied  
[lauschen!  
Glückselig, wer an deinen Ufern liegt,  
Wo voller Reiz der Büsche Sänge lauschen!“

So schrieb ein Offizier Friedrichs des Großen! Und wie sehr versteht man gerade in unsern Tagen seine erschütternde Klage über die Greuel des Krieges:

„Der Fruchtbaum trauert, die Halmen bücken sich,  
Der Weinstock stirbt von räuberischen Streichen.  
Die schöne Braut sieht hier ihr ander Ich,  
Den Blumen gleich, durch kalten Stahl er-  
[bleichen;

Ein Tränenbach, indem sie es umschleibt,  
Neht ihr Gesicht, wie Tau von Rosen fliehet.  
Dort fliehet ein Kind; sein Vater, der es führt,  
Fällt schnell dahin, durchlöchert vom Geschüße;  
Er nennt es noch, eh er den Geist verliert.

Wie mancher Turm, aus Marmor aufgeführt,  
Der stolz sein Haupt hoch in die Wolken hebt,  
Stürzt von der Glut! Des Bodens Feste beb't!  
Das blasse Volk, das löschen will, ersticht;  
Die Gassen deckt ein Pflaster schwarzer Leichen.“

Die gleiche edle, humane Gesinnung, die aus diesen Zeilen spricht, zeigte Kleist auch in seiner Kriegsode, wo er dem „unüberwundenen Heer“ Friedrichs zuruft:

„Nur schone wie bisher im Lauf von großen Taten  
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!  
Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernt bist!  
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten!“

Und Theorie war Kleists Humanität nicht; als Direktor des Feldlazarets zu Leipzig, 1757, bewies er seine menschenfreundliche Gesinnung nach der Schlacht bei Rossbach an Freund und Feind. Und doch zeigt sein „Morgenhymnus der erwachenden deutschen Dichtung an das erstarkende deutsche Heer“, wie die „Ode an die preußische Armee“ genannt wurde, und

noch mehr „Cissides und Paches“, seine letzte größere Arbeit, durchaus jene entschlossene Kriegsstimmung, die das Motto „Siegen oder Sterben“ voranstellt. Bei Kunersdorf hat ja auch Ewald v. Kleist als Major — er blieb an der Spitze des Bataillons zu Pferde gegen Vorschrift, damit man ihm nicht Schonung des eigenen Lebens vorwerfen könne — mit dem eigenen Leibe seinen Patriotismus bezeugt, als er tödlich verletzt zusammenbrach. Altgermanische Mannentreue! Leute, die in der deutschen Literatur wenig bewandert sind, reden oft und viel vom deutschen „Militarismus“. Ewald v. Kleists Leben und Werke wären ein Beitrag zu besserem psychologischen Verständnis eines Nationalcharakters, der für andere unvereinbar scheinende Gegensätze enthält.

Kleist's Ruhm war aber längst begründet, als er seine Kriegsode, 1757, dichtete. 1749 war sein „Frühling“ erschienen, jubelnd begrüßt von jenem Kreis deutscher Dichter, die unter dem Namen „Bremer Beiträger“ bekannt sind. Ein Zürcher, der sich mit Kleist in Potsdam befreundet hatte, der Arzt Hans Kaspar Hirzel, später bekannt durch „Kleinsjoggs“ Geschichte, hatte auf seiner Heimreise eine Abschrift des Gedichts mitgenommen und sie in Leipzig vorgelesen. Klopstock war begeistert; Bodmer mußte ihm eine Abschrift senden. Rasch folgten sich die Ausgaben, 1750 die zweite von Berlin, 1751 die Zürcher Ausgabe von Hirzel, 1754 Gekners Ausgabe mit dessen Kupferstich und eine Frankfurter Ausgabe, 1756 und 1758 die beiden Berliner Ausgaben in den Gedichtsammlungen, nach Kleist's Tod die verschiedenen Ausgaben von Ramler und Körte. Uebersetzungen erschienen im Italienischen, Französischen, Latein (!), Niederländischen, Polnischen und Ungarischen. Von den vielen Nachahmungen sind besonders Wielands „Frühling“ und Zachariäs „Tageszeiten“ bekannt.

Thomson's großes Meisterlied auf die Ehre Gottes in der Natur hat Kleist aus tiefstem Selbstempfinden auf deutsche Art dargestellt, weniger episch und imposant, dafür wärmer aus dem Gemütsleben sprechend. Wir hören aber auch unseres

großen Hallers edle Schwärmerei aus seinem Lob des „dreimal seligen“ Landvolks, „das ohne Stürme des Unglücks das Meer des Lebens durchschiffet, dem einsam in Gründen die Tage wie sanfte Weste verfliegen!“ In solch holden Gefilden, wünscht Kleist, möchte ihm die letzte Ruhe verstattet sein — Deutsches Gemüt! Wir finden es wieder in seinem Appell an die Fürsten: „Verwandelt die Schwerter in Sicheln!“ und in seiner kindlich-frommen Religiosität: „Durch dich ist alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen, Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel, der niedrig in Dornstauden hüpfet, als in der Feste des Himmels!“

Kleist's Beziehungen zu Zürich sind bekannt. Hirzel hatte ihn oft eingeladen. Nach fünfjähriger Trennung, im November 1752, konnte er endlich den Freund besuchen. Begeistert schrieb er dem treuen Gleim das Lob der Schweizerstadt und seiner neuen Freunde: „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben an . . .“ Aber das Ende des Besuchs war äußerst ernüchternd; bei Nacht und Nebel wurde der preußische Werbeoffizier die Stadt verlassen. Die holländischen Officiere und einige andere Umstände hätten ihm den Aufenthalt unerträglich gemacht, schrieb er von Schaffhausen am 11. Januar 1753 an Bodmer. Immerhin hatte der Besuch in Zürich eine wertvolle Freundschaft begründet: mit Salomon Gekner blieb Kleist in Briefwechsel, und die Freundschaft übte gegenseitig einen günstigen Einfluß auf ihre Dichtungen aus. Der Verkehr mit Bodmer war durch die Anwesenheit Wielands gehindert, der des Meisters ganzes Herz gewonnen hatte. Obschon sich Ewald v. Kleist bemühte, sich „besser aus der Affaire zu ziehen als Kl“(opstock), und selbst nach des strengen Zürcher Kritikers Urteil sich „sobre und gesezt“ benahm, kam es nur zu einer höf-

lichen Annäherung. Nachdem seine Werbegeschäfte in Schaffhausen das gewünschte Resultat ergeben, verließ Kleist die Schweiz anfangs April 1753; in Bülach hatte er zuvor noch von Gehner und den Zürcher Freunden Abschied genommen. Trotzdem blieb ihm eine bittere Erinnerung an die Flucht aus Zürich, „wo von Stolz der Geist, der Leib von Käse schwillt“. Der milde Lavater aber verewigte den „edeln, beherzten entschloßnen — mannlichen

Mann“ nach Fühlis Bild in seiner „Physiognomik“, und Hirzel schrieb eine warme Charakteristik dazu. „Glücklich der Mensch, der ihn zum Freunde hatte!“ Lessing, der dem einsamen Junggesellen in Leipzig eine Zeit lang die getrennten Freunde ersetzte, schrieb unter seinen Epigrammen eines nach Kleists Tod als Grabschrift des Freundes:

O Kleist! Dein Denkmal dieser Stein?  
Du wirst des Steines Denkmal sein.

Karl Sch. Reinacher, Roggwil.

## Neue Schweizer Lyrik.

Der Vortritt in unserer diesmaligen Betrachtung sei einem jungen Schweizer Dichter gestattet, dem er mit Fug und Recht gebührt. Hans Roelli ist den Lesern der „Schweiz“ kein unbekannter Anfänger mehr, dessen Dichtungen mit der üblichen vorsichtigen Zurückhaltung aufzunehmen wären. Der junge Zürcher Poet, dessen Erstlingsbändchen „Ein Ringen“ seinerzeit von mir als ein beste Hoffnungen erweckender dichterischer Versuch bezeichnet worden ist, hat mit seinem neuen Lyrikbändchen „Das leuchtende Jahr, Verse der Jahreszeiten und Minnelieder“<sup>1)</sup> durchaus gehalten, was er versprach. Er hat sich vor kurzem in unserer Zeitschrift<sup>2)</sup> mit seiner Prosadichtung „Jochem Steiner“ auch als feinsinniger Gestalter in ungebundener Rede eingeführt, und auch dies Werk, das der Liebhaber vaterländischer Neulanderscheinungen nicht unbeachtet lassen sollte (es ist unlängst in Buchform herausgekommen<sup>3)</sup>) erweist in der ganzen stilistischen Formgebung den „reinen Lyriker“ von überraschend reicher und vielseitiger Beobachtungsgabe und einem oft geradezu glänzend bildhaften Darstellungsvermögen. Gerade das primitiv Ursprüngliche, das poetisch Eigenartige und Persönliche scheint mir in diesen beiden letzten Gaben des Dichters Roelli seinen besonders kraftvollen Ausdruck gefunden zu haben. Treten wir auf das gehalt-

volle, doch keineswegs überlastete Bändlein lyrischer Gedichte noch etwas näher ein, so darf man in erster Linie auch seine reife künstlerische Selbstzucht, seine glückliche und disziplinierte Verwendung eines ziemlich reichhaltigen poetischen Sprachgutes, bei aller Vielseitigkeit der auftretenden Motive und Stoffe, rühmend hervorheben. Einzelne Gedichte sind in ihrer bewußten Abrundung und Geschlossenheit schon nahezu kleine lyrische Meisterstücke geworden, wenn auch natürlich — selbst in dieser gedrängten Auswahl des Gebotenen — lange nicht alle Lieder von der gleichen überzeugenden Unmittelbarkeit und erquickenden Echtheit und Frische des dichterischen Impulses erzeugt und befeelt sind. Aber einige sind darunter, die schlechthin Dichtervort gewordenen Stimmungsfülle, künstlerisch geformten und verklärten Seelenzustand, innerstes Erleben verraten; ich rechne zu diesen unbestreitbaren Erzeugnissen geweihten Musendienstes Lieder wie „Die Begegnung“, „Die blühende Nacht“, „Kornblumen“, „Herbstnächte“ (Nr. 1) und „Die Raft“. Zwei kurze Proben, die für unser Empfinden den Gipfelpunkt darstellen, den die nach Vollendung und Vertiefung strebende Liedkunst Roellis bisher erreicht hat, mögen hier stehen als Zeugnisse einer individuell stark ausgeprägten, hohen und vornehm-schlichten Ausdrucksformen wählenden dichterischen Begabung, einmal das köstliche Stimmungskleinod „Im Mittag“:

Weißer Wolken ruh  
Hoch im Dunkelblauen,  
Und in lächelndem Beschauen

<sup>1)</sup> Buchschmuck von Josef Hermann, St. Gallen. Zürich, Verlag Art. Institut Drell Fühlis, 1914. <sup>2)</sup> Bb. XVII (1913), S. 14 ff., 39 ff. 2c. <sup>3)</sup> Die Geschichte des Jochem Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des Jochem Steiner herausgegeben von Hans Roelli, St. Gallen, Buchschmuck von Josef Hermann, St. Gallen. Zürich, Druck und Verlag Art. Institut Drell Fühlis, 1914.